

*Wir sehen schon hier, daß von außen dem Wesen der Dinge nimmermehr beizukommen ist:
wie immer man auch forschen mag, so gewinnt man nichts, als Bilder und Namen.
Man gleicht einem, der um ein Schloß herumgeht, vergeblich einen Eingang suchend und einstweilen die Fassaden skizzierend.
Und doch ist dies der Weg, den alle Philosophen vor mir gegangen sind.*

Arthur Schopenhauer, *Die Welt als Wille und Vorstellung*

Ein Schloss in *Italiangrey*

Alles wurde irgendwann einmal gesehen, die Dinge, ihr Licht, das Licht dahinter, an der Wand, auf dem Haus, dem Wasser. So wie fast alles irgendwo geschrieben steht und Generationen von Menschen die Alterung des Papiers, der Bücher und das Vergessen gewissenhaft begleiten.

Ich male in der Hoffnung, etwas davon erhalten zu können.

In allen Farben hat die jüngere Kunstgeschichte an der Malerei gezweifelt.

Für mich ist sie heute eine Selbstverständlichkeit, mit ihren selbstverständlichen Grenzen. Cello hat man immer gespielt, Bücher immer geschrieben. Aber *nie* hat man es gespielt, was verbirgt sich hinter Worten, in welchem zeitlichen Kontext? Ich finde die Bildmotive auf der äußersten Grenze der sogenannten Realität. Dort warten sie oft schon lange, in sich jede Sekunde speichernd. Meine Vorliebe gilt deshalb vor allem den alten Dingen und dem ihnen innewohnenden, alten Licht. Ich möchte es aus der Dunkelheit herausarbeiten.

Die erste Untermalung geht oft schon sehr weit, für mich ein Text, eine Partitur, die ich dann, manchmal sehr viel später erst, farblich interpretiere.

Andere mögen die Dinge heute anders sehen, vielleicht einfach schneller, in einer nahezu sich selbst digitalisierenden Geschwindigkeit. Ich möchte diese verlangsamen, denn Bilder und die Betrachtung der Bilder brauchen Zeit, so viel, dass man die Zeit vielleicht sogar vergisst, aber hoffentlich nicht alle Bilder.

Ich möchte bildliche Räume erschaffen, die einen angemessenen, geistigen Abstand ermöglichen, um an einer Haltung zu arbeiten, die unseren Abgründen besser standhalten könnte und zur Besinnung führt.

Die Bildfolgen ordnen sich in Kapitel. Ich schreibe in Bildern. Eine kühne Behauptung. Aber so wie sich in alten Dingen ungehörte Geschichten speichern, kann ein Gemälde auch ein stilles Transportmittel für das Wort sein.

Das neue, lassen Sie es mich Buch nennen, heisst *Italiangrey*. Dieses Pigment wird aus Zeit gewonnen. Erwerben kann man es jedoch in keinem Land – auch nicht in Europa. Der Farbton steht für Vergangenheit ebenso wie für eine Ahnung, der Glaube an eine Idee, die wiedergefunden werden kann.

Insgesamt wird die Arbeit an *Italiangrey* einige Jahre in Anspruch nehmen.

Jedes Kapitel kann eine Ausstellung sein und wird aus circa zehn bis dreißig Werken bestehen.

Babel

Bücher der Sala Federiciana (Biblioteca Ambrosiana, Milano)

In der Biblioteca Ambrosiana zu Mailand sind Handschriften religiöser Texte aller Konfessionen und weltlicher Literatur versammelt. Ihr Gründer, Kardinal Borromeo, fügte sie 1607 der bestehenden Kunstsammlung hinzu, um darüber hinaus eine Kunstakademie ins Leben zu rufen. Dieses Gesamtkonzept war abenteuerlich und neu: eine Bibliothek wurde öffentlich zugänglich.

Der Geist von Dauer und Konzentration ist bis heute lebendig in allen Räumen, er führt über die Bilder zu dem, was Geschrieben steht, zu den Büchern. Sie riechen nach Kaminen und Brand, haben Pest und Kriege überdauert. Sinnliche Objekte, im Kerzenlicht gelesen, erhalten, vergehend.

Ich zeichnete während einiger Tage in der Sala Federiciana und sammelte mein Ausgangsmaterial für die anschließend im Berliner Atelier entstandenen Bilder. Das Licht und vor allem die Schatten auf den Büchern der oberen Galerie – der Zugang ist aus ‚sicherheitstechnischen Gründen‘ nicht erlaubt – faszinierten mich besonders. Im unteren Saal sitzend, konnte ich die Perspektive der oben gelegenen Bücherwände weitestgehend begradigen.

The closest I ever got.

Weder die Systematik dieses Teils der noch immer genutzten Bibliothek, noch die Titel einzelner Bücher waren – trotz mehrfacher Anfragen – in Erfahrung zu bringen.

Nunc stans - Aus der Villa Vigoni

Die Geschichte der Villa Vigoni, heute ein deutsch-italienisches Zentrum für den europäischen Dialog, ist bewegt und bewegend und führt zurück an den Anfang des 19. Jahrhunderts, in eine Zeit großer politischer, wirtschaftlicher, kultureller und sozialer Veränderungen.

Heinrich Mylius, der aus Frankfurt am Main stammende Kaufmann und Bankier, war bereits in Mailand ansässig, als er zudem das Haus am Comer See bezog, um dort, neben seinen vielen anderen Unternehmungen, Kultur zu leben und vermittelnd zwischen den Geistern beider Länder zu wirken. Einer seiner Gedanken – die Interpretation der Nemesis betreffend – der in enger Verbindung mit seinem persönlichen Schicksal und dem seines Sohnes steht, gab den für mich entscheidenden Impuls:

„Herder folgend stellte sich Mylius unter der Nemesis eine Göttin vor, die (anders als es die landläufige Deutung der Nemesis als ‚Rache‘ besagt) kein ‚Werkzeug eines rächenden Schicksals‘ war, sondern eine Gottheit, die mit ihrem Einfluss ‚die Endbestimmung aller menschlichen Handlungen‘ regelte und die mit unsichtbarer, aber machtvoller Hand jede Sache unparteiisch und fair bewertete. Die Idee des göttlichen Gesetzes, das gerecht das menschliche Schicksal lenkt, entsprach bei Herder wie bei Mylius dem Wunsch, alles Geschehen nicht nur nach immanenter Rationalität zu erklären, sondern eine transzendente, heilige Dimension anzurufen, welche die Beziehung zwischen göttlicher Vorsehung und menschlichem Wollen und Handeln zu klären half.“ (aus *Heinrich Mylius 1769-1854. Eine Biographie*, G.M. Riquier, V. Usselman, Ch. Liermann Traniello, 2019)

Vor Ort sammelte ich Skizzen und machte erste Studien in Öl. Kann es ein Gleichgewicht zwischen der realen und der metaphysischen Welt geben? Während meiner täglichen Besuche der Villa Vigoni im Mai 2019 und weit über diese wertvolle Zeit hinaus, war und ist mir, als träumte ich Wirklichkeit nach den Erzählungen eines Anderen.

Das Sommerhaus

Es ist versteckt in einem alten Garten, geborgen hinter dichten Ranken. Vielleicht findet man es wieder? Vielleicht war man schon einmal dort? Man kann noch heute das Lachen der Kinder hören. Sicher wurde Klavier gespielt. Man stand an den Fenstern, schaute durch das Grün über den See und dachte nach. Sein Dach ist durch alle Etagen gestürzt. Warum? Konnte oder wollte man sich an sein Dasein nicht erinnern? Ich repariere, malend, seine Fenster, trage den Schutt weg, stabilisiere die Böden und Treppen, während das Licht, Tag für Tag, durch seine Zimmer wandert. An die Möblierung kann ich mich nicht erinnern, aber mir ist, als sei alles noch da.

Das Haus der Weberin

Sie hat alles so zurückgelassen, als käme sie bald wieder. Und dennoch hat sich viel verändert. In der Zwischenzeit. Das Gewebe der Dinge, die Stillleben aus Kisten, gewachsen, nicht komponiert, der Webstuhl, der Stand der Stühle zueinander im blauen Zimmer, ein Stall unter der Treppe, ein Fernsehgerät, eine Puppe und Rosenkränze. Diese ganze Privatheit ist aus einem Garn, eine Allegorie auf die drei Parzen. Man könnte meinen, die Improvisation der Armut hielte das Glück glaubend zusammen.

Die Mühle

Die Mühle am Wasser. Auch ihre Tür war unverschlossen. Im Hintergrund der Mühlstein im Gehäus. Hieronymus hätte hier seinen Rückzugsort gefunden. Verschiedene Ebenen, die Aussicht auf die fast leere Maschinenhalle, hier und da ein Regalbrett, nur über eine Leiter zu erreichen. Eine Werkstatt ohne sinnvolles Gerät. Und dennoch gibt es einen Zusammenhalt der wenigen Dinge, eine rätselhafte Anordnung. Die Mühle ist nicht verlassen. Ein kompliziertes Räderwerk dreht sich noch immer, so langsam, dass man es nicht wahrnimmt.

Tanja Nittka (im Dezember 2019)